



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ja sogar über Begräbnisfeierlichkeiten wird genau so berichtet, als ob sich um Soireen, Bälle oder Theateraufführungen handelte; selbst die Kritik über das „geschmackvolle Arrangement“ im Trauerhause, über die Leichenrede des Pfarrers und über die „vortrefflichen Leistungen“ des Gesangsvereins fehlt nicht. Da darf man sich freilich nicht wundern, daß es nun auch keine Kleider mehr giebt, sondern nur noch Kostüme. Wie sich ein großer Teil unsrer Frauenwelt jetzt auf der Straße kleidet, hat man ja auch in der That manchmal den Eindruck, als ob eben in der Nähe irgendwo eine Theatervorstellung zu Ende gegangen und die Choristinnen und Statistinnen gleich in ihren Rollen auf die Straße gelaufen wären. Daß freilich nicht einmal die Trauerkleider davon ausgenommen sind, daß im Gegenteil, namentlich für junge Frauen und Mädchen, sogar der Tod eines Familiengliedes zum Anlaß wird, auf der Straße am hellen, lichten Tage Komödie zu spielen, ist eine arge Geschmacksverirrung. Hoffentlich wird auch sie vorübergehen, ebenso wie die wagenradgroßen Lorbeerkränze und ähnliches.

Abmangel. In einer Erzählung von Adolf Palm, abgedruckt in der Monatschrift „Vom Fels zum Meer,“ ist (S. 73) zu lesen: „Allerhand mit dem Baron ausgeführte Schwindeleien sollten den Abmangel decken.“ Auf diesen erfinderischen, zu der Gattung der „Rückantwort,“ der „Zwischenpause,“ der „Herabminderung“ und ähnlicher sinnigen Neugebilde am Leibe unsrer Muttersprache gehörenden „Zumangel“ wollen wir nicht unterlassen aufmerksam zu machen.



Litteratur

Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Einblick in den unerschöpflichen Bilderreichtum unsrer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung. Von Hermann Schrader. Neue Ausgabe. Berlin, Hans Listendörfer

Wir haben es hier mit einem so durch und durch liebenswürdigen Buche zu thun, daß wir ihm die weiteste Verbreitung wünschen möchten. Auch sollte man glauben, einer solchen Arbeit könnte der Erfolg nicht fehlen, sowohl der Gegenstand als auch die glückliche Art der Behandlung müßten dem Werke überall eine dankbare Aufnahme sichern.

Wir alle schmücken unsre eigne Sprache oft bewußt und absichtlich mit glänzenden Dichterworten. Mit diesem äußern Schmucke, den fremden Federn, wenn man will, beschäftigen sich Sammlungen wie die Mehrhysche und die Büchmannsche. Hier handelt sich um einen Schmuck, den jeder Deutsche mit größerem Rechte sein eigen nennen darf, da er ihn unmittelbar mit seiner Sprache als Erbe vergangener Jahrhunderte übernommen hat: um den unerschöpflichen Schatz von Bildern und Gleichnissen, die sich uns überall, selbst in unsrer Alltagsprache, ohne daß wir es wollen, an Stelle des abstrakten Gedankenausdrucks aufdrängen. Der Verfasser geht gewiß nicht fehl, wenn er aus dem häufigen Austausch von Sprachfragen in den Tagesblättern den Schluß zieht, daß wirklich ein lebhaftes Bedürfnis nach wissenschaft-

lichem Aufschluß über die zahlreichen Rätsel unsrer Sprache in gebildeten Kreisen vorhanden sei. Wohl ist es wahr: die sprachverwirrenden Mächte treten in unsrer schnell schaffenden und schnell lebenden Zeit, bei dem ruhelosen Flusse unsers Verkehrs deutlicher und gefährlicher hervor als je. Aber wer seine Augen nicht verschließt, wird sich auch an der wachsenden Teilnahme freuen können, die der geschichtlichen Betrachtung unsrer Muttersprache zugewandt wird. Kann man es bestreiten, daß heute in jeder gebildeten Gesellschaft eine Sprachfrage oft genug zum willkommenen Unterhaltungsgegenstande gemacht wird? In den meisten Fällen handelt sich dabei um den Ursprung oder die eigentliche Bedeutung bildlicher Redewendungen. Die Antwort auf solche Fragen ist oft schwieriger und — sagen wir es nur gleich — auch unsicherer als bei den Nachforschungen nach dem Urheber eines geflügelten Wortes. Ist es hier gelungen, festzustellen, wo das Wort zum erstenmale schwarz auf weiß steht, so ist auch die Aufgabe meistens gelöst. Anders bei den Redensarten. Alle Jahrhunderte deutscher Geschichte haben ihren Anteil an diesem Schätze. Zu allen Zeiten wurden neue Münzen geprägt, alte teils umgeprägt, teils mit verändertem Geldwerte aufs neue in Umlauf gesetzt. Da ist es schwer, jedem das Seine richtig zuzurechnen. Oft aber bedarf es nur des genauern Zusehens, um das Gepräge und die Farbe der Zeit zu erkennen, und was wir bisher achtlos als bequemes Mittel oberflächlichen Gedankenaustausches benutzt haben, das wird uns zum beredten Zeugen und Erklärer alten Kulturlebens. Wenn wir heute für jemand „eine Lanze brechen,“ einem Übermütigen „den Fehdehandschuh hinwerfen“ oder für eine gute Sache „in die Schranken treten,“ dann haben wir wohl noch das deutliche Bewußtsein, daß diese Bilder der längst vergangnen Zeit des Rittertums angehören; wenn wir aber ein mißbilligendes Urteil etwa mit einem der von Schrader (S. 360 ff.) behandelten Bilder vom Galgen „schmücken,“ dann führen wir uns schwerlich jedesmal das schauerliche Bild vergangener Rechtspflege zu Gemüte, das diese zahlreichen noch heute in der Sprache lebendigen Wendungen vor uns entrollen.

Wertlos ist natürlich jene bequeme Art, Redensarten zu deuten, der wir oft in den Tagesblättern begegnen. Man knüpft den Ursprung eines Bildes an eine kleine Anekdote, die immer zur Hand ist, und beruhigt sich bei dieser „möglichen“ Erklärung. Die ernste Forschung muß vor allem dem ersten Auftreten und dem Weiterleben solcher Ausdrücke in der Litteratur nachgehen. Selbstverständlich ist unsre Wissenschaft auch in dieser Richtung bisher nicht müßig gewesen. Besonders haben die hochverdienten Arbeiter am Grimmschen Wörterbuche, die Brüder Grimm selbst, Weigand, Lexer, Heyne und vor allen Rudolf Hildebrand viel zu Tage gefördert. Aber nicht jedem, der Aufklärung und Belehrung sucht, sind diese großen Wörterbücher und andre Hilfsmittel zugänglich. Um so dankenswerter ist daher die handliche, fleißige und zuverlässige Sammlung Schraders.

Er hat sein Buch (wie er bescheiden sagt) „nicht für die Hochgelehrten geschrieben, wiewohl auch diese vielleicht ab und zu hier ein brauchbar Körnlein finden werden, sondern für denkende gebildete Leser, die sich freuen, Deutsche zu sein, und unsre prächtige Sprache lieb haben.“ Dieser Bestimmung entspricht auch die Anlage und Behandlung durchaus. Der Verfasser bietet uns nicht eine trockene und ermüdende Aufzählung in streng systematischer Ordnung; er behandelt vielmehr die bunte Masse der Redensarten gruppenweise, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet im gemüthlichen Plaudertone, der auch den zuerst gleichgiltigern Leser für die Sache gewinnen muß. So ist das Werk ein Unterhaltungsbuch im besten Sinne des Wortes geworden.

Manchmal wird den Leser die gegebene Erklärung nicht völlig befriedigen, manchmal möchten wir uns anders entscheiden; das kann bei solchen Dingen nicht anders sein, und wir wollen uns auch darum hier nicht auf Einzelheiten einlassen. Daß bei aller Reichhaltigkeit eine derartige Sammlung nicht vollständig genannt werden kann, versteht sich von selbst; wir wollen uns und dem Verfasser nur wünschen, daß ihn der Erfolg zur Fortsetzung seiner Arbeit ermutigen möge. Ganz besonders aber möchten wir noch die Lehrer des Deutschen darauf aufmerksam machen, daß sich ihnen hier eine reiche Fundgrube für die Bedürfnisse ihres Unterrichts bietet.

Das Goethe'sche (so!) Zeitalter der deutschen Dichtung. Von Eduard Grisebach. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1891

Das Goethische (so bilden wir das Adjektiv zu Goethe richtiger) Zeitalter der deutschen Dichtung beginnt nach Grisebach mit dem Jahre 1770, wo Goethe in Straßburg Herders Einwirkung erfuhr, es dauert bis in unsre Tage, ja über sie hinaus, da „noch kein Anfangspunkt einer neuen, nach einem größern Nachfolger zu tausenden Epoche auch nur von fern sichtbar geworden ist.“ Der Leser ist begierig, zu erfahren, worin sich denn da dieses Buch von desselben Verfassers „Deutscher Litteratur von 1770 bis 1870“ unterscheiden möchte? Um es kurz zu sagen, in herzlich wenig: das neue Buch ist nichts andres, als eine zum Teil zusammengezogene, zum Teil erweiterte Überarbeitung (das Wort sagt schon zu viel —, Umschreibung) des alten. Das zeigt schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis, das in der „Deutschen Litteratur“ lautet: Einleitung, Lichtenberg, Herder, Bürger, die Parodie in Osterreich, die Romantik und Clemens Brentano, Heinrich Heine, während das neue Buch nach einem Abschnitt über „das Goethische Zeitalter der deutschen Dichtung“ (so sind einige einleitende Seiten betitelt, in denen der Verfasser die deutsche Litteratur bis auf Goethe überfliegt) bald ausführlicher, bald in großen Zügen Herder, Goethe, Bürger, Schiller, Heine, Blumauer, Brentano und Heine behandelt. Neu hinzugekommen zu den alten Lieblingen ist in der That bloß Heine, denn der Aufsatz über Goethe sollte besser „Herder und Goethe“ heißen, er ist die unmittelbar sich anschließende Fortsetzung zu dem ersten Abriss, bei dem sie in dem frühern Buche anstandslos ohne neuen Titel untergebracht worden war, und der Schiller überschriebene Abschnitt besteht neben den allbekanntesten Äußerungen Goethes über den Freund aus Brocken über das deutsche Drama nach Schiller, wie sie jeder aus der ersten besten Litteraturgeschichte zusammenlesen kann, daneben tiischt uns der Verfasser seine besondern Ansichten über den angeblich außerordentlichen Wert einiger neueren Dramatiker und endlich ein paar Aussprüche Lichtenbergs auf, was sich alles schon in der Einleitung und in dem ersten Aufsatze der ältern Grisebachschen Arbeit über die deutsche Litteratur von 1770 bis auf die Gegenwart findet. Allenfalls eine Berichtigung für den neuen Titel bietet das Bestreben des Verfassers, die Beziehungen zwischen Goethe, „der Zentralsonne,“ und den übrigen Dichtern, die vor Grisebachs Augen Gnade gefunden haben, womöglich mit Goethes Worten darzustellen; sonst ist das neue Buch meist nur ein großes Zitat des alten, dessen Inhalt teils freier, teils wortgetreu wiedergegeben wird, bald mit, bald ohne Gänsefüßchen und Hinweise. Neues Material bringt erst der Anhang: zwei ungedruckte Briefe von Heine (wohl nur deswegen ist Heine besonders behandelt worden!) und vier von Brentano. Offen gestanden — uns macht es den Eindruck, als ob das ganze „neue“ Buch bloß um der sechs Briefe willen geschrieben worden wäre.

Im Vorwort zu seinem ältern Werke bekennt Grisebach, daß seine „individuelle und oft paradoxe Ansicht^{*)}“ vielfach eine umständlichere und bessere Begründung erheischt hätte,“ als er sie in seinem „teils zu weitläufigen teils zu aphoristischen Werke“ hätte geben können. Und in der That — wir wollen dem Verfasser überall Gerechtigkeit widerfahren lassen —: das absprechende Urteil über Lessing, das er in Anschluß an Herders Polemik gegen den Laokoon und einige Sätze der Dramaturgie in dem frühern Buche gefällt hat, sucht er in dem neuen in einer Betrachtung von Lessings Dramen als berechtigt nachzuweisen. Emilia Galotti und Nathan sind zwar auch hier schnell mit Goethes spätem Äußerungen über sie abgethan; nicht so leicht hat sich der Verfasser mit Minna von Barnhelm machen können. Merkwürdigerweise erblickt er nicht in Tellheim, dem Helden des Lustspiels, dem königstreuen preußischen Offizier, der sich allerdings für den Krieg als solchen nicht begeistert hat, sondern für die gerechte Sache Friedrichs, nicht in diesem den „Träger der Idee“ des Stückes, nicht in ihm den Mann, aus dessen Gefühlen uns die Grundgedanken des Dramas entgegnetreten, sondern in dem sächsischen Grafen Bruchsal, der zu Tellheim sagt: „Ich bin den Offizieren von dieser Farbe (auf Tellheims preußische Uniform weisend) eben nicht gut, doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim, und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.“ Dann sieht sich der Verfasser gezwungen, die Wendung „auf einen guten Weg bringen,“ die Just einmal gebraucht, mit einer geradezu haarsträubenden Verdrehung des natürlichen Sinnes, den auch der Zusammenhang fordert, für Ironie zu halten, um Lessing eines unpatriotischen Gedankens zeihen zu können! Die Einflechtung des Riccaut de la Marlinière endlich haben wir bisher für eine Verspottung des halb eleganten, abenteuernden Franzosentums angesehen, das sich im Gefolge der fredericianischen Kriege in Deutschland herumtrieb und im Gegensatz zu den vom preußischen König im Felde geschlagenen Franzosen gewohnt war, den deutschen Michel immer noch zu überhöln. Jetzt werden wir von Grisebach eines bessern belehrt: die Szene ist eine „unfeine Satire auf des Königs Vorliebe für die Franzosen.“ Wer sich so gewaltsam gegen eine natürliche Anschauung des Ganzen sträubt und unwesentliche oder gar bloß eingebildete Dinge an den Haaren herbeizieht, um sie in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, der bringt es auch fertig, in Lessings Dichtung nur „eine Verhöhnung der ruhmreichen preußischen Armee“ zu finden, für den ist aber auch, meinen wir, die Minna nicht geschrieben.

Dieser Beurteilung des größten Lehrers, den die deutsche Litteratur gehabt hat, im Anfange des neuen Buches läßt sich am Ende gegenüberstellen die Hinweisung auf bisher noch nicht genügend geschätzte litterarische Größen unsers Jahrhunderts, die jedenfalls dem goethischen Zeitalter viel mehr angehören, dem goethischen Geiste viel näher stehen, als ein Mann wie Lessing, dem Goethe „nichts zu verdanken hat.“ Das ist zunächst der Dramatiker Hans Graf Veltheim, den Grisebach zwar schon vor fünfzehn Jahren in die deutsche Litteratur eingeführt hat, um den sich aber trotzdem zu seinem großen Ärger andre Geschichtschreiber der deutschen Litteratur gar nicht zu kümmern scheinen, dann der vom Verfasser entschieden überschätzte Hans Herrig und endlich — der Herr Verfasser selbst. Er hat die große Güte, die wir nicht dankbar genug anerkennen können, uns in seinem Buch auf alle

^{*)} Die Eigentümlichkeit von Grisebachs Auffassung besteht hauptsächlich in einem starken Hervorheben der volkstümlichen Naturpoesie (Bürger); was unter diesem Gesichtspunkte nicht betrachtet werden kann, beurteilt er in Schopenhauerschem Sinne.

seine litterargeschichtlichen wie seine poetischen Werke, die übrigens nicht weniger als die beiden Innenseiten des Umschlags füllen, auch im Text bald hier, bald dort aufmerksam zu machen, und so schließt er denn auch dieses Buch damit, daß er unter denen, die nach Heine teils im Anschluß an ihn, teils in Anlehnung an Goethe und Brentano „in deutscher Dichtung hervorgetreten“ sind, ganz bescheiden als den jüngsten nennt — Eduard Grisebach. Sapiienti sat.

Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Litteratur von Leo Gregorovius. München, Buchholz und Werner, 1891

Der historische Roman nimmt auf dem Gebiete der schönen Litteratur schon seit Jahrzehnten den breitesten Raum ein und beansprucht womöglich den ersten Rang. Dieser massenhaften Erzeugung und der Überschätzung des geschaffenen ruft der Verfasser ein kräftiges Halt entgegen. In einer historischen Dichtung sucht er nicht die Darstellung historischer Personen, sondern einer historischen Idee, wie Aeschylus in den Persern den großen Gegensatz des Griechentums und der Barbarenwelt, der hellenischen Freiheit und der orientalischen Despotie und den Sieg Europas über Asien dargestellt und wie Goethe im Götz, dürfen wir hinzufügen, zum eigentlichen Helden das Mittelalter gemacht hat, das in dem Ritter mit der eisernen Hand atmet, durch seinen Mund spricht, durch seinen Arm sich verteidigt, und mit ihm unterliegt und stirbt. Den Begriff „historisch“ in diesem Sinne kennen die allermeisten unsrer sogenannten historischen Erzählungen nicht, mit einer Art historischen Kolorits wird da ein Stoff übermalt, der nicht die geringste Voraussetzung in sich trägt, die ihn mit Notwendigkeit in die gewählte Zeit wiese, sondern der sich ebenso gut in einem andern Jahrhundert, ja in der Gegenwart ereignen könnte. Freilich ist es viel leichter, eine Geschichte sich in der Vergangenheit abspielen zu lassen, mit deren Verhältnissen das große Publikum nicht vertraut ist, als in der Gegenwart, wo jeder die Wahrheit der Schilderungen prüfen kann. Wie diese Freiheit, die sich bei der historischen Erzählung für den Dichter gegenüber der großen Masse seiner Leser ergiebt, zu mancherlei Ungereimtheiten führt, zeigt der Verfasser ausführlich an dem hervorragendsten Werke auf diesem Gebiete, an Freytags Ahnen, wo all der Spuk von Vererbung und Seelenwanderung durch fünfundvierzig Generationen hindurch, von Prophezeiungen und Geistererscheinungen ohne Anstand verwendet worden ist, der in der Gegenwart entweder tendenziös oder lächerlich erscheinen müßte. Wenn nun gar die historische Dichtung für die Pflege von übertriebenem Patriotismus und Byzantinismus ausgebeutet wird, dann verliert sie vollends das Recht, auf poetischen Wert Anspruch erheben zu dürfen. Schade, daß der Verfasser in seiner Broschüre — der die größte Wirkung zu wünschen wäre; freilich wird sie wahrscheinlich gar keine haben — nur die erzählende Litteratur behandelt, sonst wäre wohl auch über Herrn von Wildenbruchs brandenburgisch-preussische Dramen noch ein kräftiges Wörtchen abgefallen!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig